

Nicht nur große Fische – aufgetaucht und nachgehakt im Berliner Archiv für Sozialpsychiatrie

## Freundliche Briefe zornig in die Schreibmaschine gehämmert



Anmerkungen zu Dorothea Bucks Briefen an das C.G. Jung-Institut und an Werner Catel

VON FRITZ BREMER

In der SP 176 stellten Fritz Bremer und Ilse Eichenbrenner einen neuen Bestand des BAS vor: erste Ordner aus dem Nachlass von Dorothea Buck – gefüllt mit ihren frühen Briefen. In diesem Beitrag werden zwei Korrespondenzen aus den Anfängen ihrer Schreibarbeit genauer betrachtet.

**»Solche numinose Erfahrung lässt sich der Allgemeinheit nicht vermitteln«**

Dorothea Buck hat Anfang der 1960er Jahre erste Berichte über ihr Psychose-Erleben und über die furchtbaren Erfahrungen (u. a. Zwangssterilisation) in der Psychiatrie in Bethel geschrieben. Und sie hatte sich bereits mit der von C.G. Jung begründeten Tiefenpsychologie beschäftigt, mit der Darstellung der Archetypenlehre, der Bedeutung der Begegnung mit dem Schatten, mit der von Jung geprägten Arbeit mit Traum-bildern, mit seiner Auffassung von Psychose und mit dem Begriff der Individuation. Sie hatte ein gewisses Vertrauen in die tiefenpsychologische Denkweise und schickte also ihre Berichte an das C.G. Jung-Institut Zürich (auf Jungs problematische Haltung zum NS kann ich hier nur hinweisen). Franz Riklin, nach dem Tod von Jung im Jahre 1961 Präsident des Instituts, antwortet »Fräulein Dorothea Buck« am 30. April 1964. Er bedankt sich für die »Zustellung der beiden Aufsätze von Sophie Crenz« (D. Buck schrieb und veröffentlichte nach all ihren Erfahrungen selbstverständlich für lange Zeit unter verschiedenen Pseudonymen). Riklin stellt gleich eingangs klar, dass er die »Aufsätze nicht zur Veröffentlichung empfehlen« könne. Begründung: »Das kollektiv-bewusste Weltbild unserer Zeit basiert noch immer auf der unbewussten Tendenz einer gänzlich abstrakten Einheit, die es nicht gibt. Daher ist die kollektiv-bewusste Einstellung derart ablehnend allem Ausserordentlichen und Irratio-

nalen gegenüber, und auch feindselig gegenüber den Inhalten des kollektiven Unbewussten. Es sind aber gerade letztere Inhalte und Phaenomene, die sich im Bilde der sogenannten Schizophrenie manifestieren und dem sie Erfahrenden ein numinoses Erlebnis vermittelt.« Und gerade diese »numinose Qualität« mache dieses Erleben für alle Nichterfahrenen, also für die Mehrheit, »unheimlich, ja, unverständlich« und führe zur Ablehnung. »Eine solche numinose Erfahrung lässt sich daher nicht der Allgemeinheit in der Form direkter Erfahrung vermitteln.« Riklin verweist nun auf die »Kraft schöpferischer Möglichkeiten«, die dieser Erfahrung eigen sei, und stellt bedauernd fest, es sei eben »das Kreuz für denjenigen Menschen, der diese Erfahrung durchgemacht hat, sie [...] im schöpferischen Werk« zum Ausdruck zu bringen. Mit Verweis auf ihre bildhauerische Arbeit empfiehlt er, durch künstlerische Werke das »innere unbewusste Wesen der Menschen« zu erreichen ...

Ein gut gemeinter Rat? Eine abstrakte Anerkennung der gemachten Erfahrung – unter Vorbehalt, unter Hinweis auf das Ausmaß der tiefenpsychologisch erklärten Fremdheit, der Ausgrenzung, auch der Gefährdung und der Einsamkeit. Kein Hinweis auf unmittelbare, direkte, mitmenschliche Anerkennung. Ein elitärer, den Menschen und seine Erfahrung bloß objektivierender Kommentar.

**»Das Euthanasieproblem [...] wieder auf den sauberen Platz rücken, der ihm gebührt«**

Der Briefwechsel zwischen Dorothea Buck und Werner Catel ist so vielschichtig, die Hintergründe sind so komplex, dass ich ihn nur in Umrissen darstellen kann: im Januar 1968, in Hamburg eine Tagung der Ev. Akademie. Catel – der Befürworter der »Tötung vollidiotischer Kinder«, der »Gutachter« (»Kreuzelschreiber«), der seit 1939 an der Planung der Kinder-»Euthanasie« beteiligt war, der in der Leipziger Universitätskinderklinik selbst Kinder mit Behinderung tötete oder von Assistenzärzten töten ließ – war als Referent eingeladen. Dorothea Buck nahm an der Tagung teil, hörte das Referat, in dem Catel seine Unterscheidung zwischen dem »schwachsinnigen Kind«, das noch »bildungsfähig« sei und daher so gut wie möglich gefördert werden müsse, und dem »vollidiotischen Kind«, das nur die Aussicht eines »lebensunwerten Lebens« habe und deshalb aus »ärztlicher Verantwortung« getötet werden sollte, darlegte. Catel begründete seinen Standpunkt aus ärztlicher, aus heilpädagogischer und theologischer Sicht, zitierte (allerdings unvollständig) aus den Ergebnissen der Befragung von Eltern behinderter Kinder und betonte andererseits mehrfach seine fürsorgliche und auf Förderung bedachte Haltung gegenüber den noch »Bildungsfähigen«. Dorothea Buck war seltsam berührt. Sie erinnerte sich, vor Jahren gelesen zu haben: »Catel hat dasselbe für die Kinder getan, was Heyde für die





Dorothea Buck

Foto: BAS

erwachsenen Patienten tat.« Sie zweifelte. Hatte sie nun gerade die Rede eines »wohlgesonnenen« Förderers oder eines »Euthanasie«-Täters gehört?

Sie begegnet Catel auf dem Gang, spricht ihn freundlich an, äußert ihren Zweifel, erwähnt den Heyde-Vergleich. Catel fährt aus der Haut, reagiert harsch und laut, behauptet, lediglich als Gutachter tätig gewesen zu sein, und verschwindet. Dorothea Buck bleibt ratlos und beunruhigt zurück.

Am 28. Januar 1968 schreibt sie einen Brief an Catel, kommt auf die Situation zurück und erneuert in sehr freundlicher Weise ihre Fragen an ihn. Bereits am 1. Februar 1968 antwortet Catel in hochfahrendem, herablassendem, belehrendem, ja, unerträglich arrogantem Ton. Er verweist auf die Einstellung der gegen ihn geführten Ermittlungsverfahren, verbittet sich jede Unterstellung und schreibt: »Ich habe nach 1954 als einziger in Wort und Schrift zu meinen mich seit 1922 bewegenden Überzeugungen gestanden, die durch die nicht durchschaubaren verbrecherischen

Vorgänge während des Dritten Reiches diskriminiert wurden. Deshalb sah und sehe ich es als eine vordringliche Aufgabe an, das Euthanasieproblem unter den Zeichen von Humanität und Toleranz wieder auf den sauberen Platz zu rücken, der ihm gebührt. Glauben Sie wirklich, ich würde mich immer wieder auf das stärkste exponieren, wenn ich mir jemals eine nationalsozialistische Ideologie zu eigen gemacht hätte?« Sein Brief wirkt – auch mit Blick auf die freundlich fragende Diktion des Briefes von Dorothea Buck an ihn – panisch abwehrend und aggressiv. Unverhältnismäßig wirkt seine Reaktion auch, wenn man sein öffentliches Ansehen betrachtet: Ermittlungsverfahren wurden eingestellt, sein Lehrbuch der Kinderheilkunde galt weiterhin als Grundlagenwerk, 1954 wurde er Ordinarius der Kinderheilkunde an der Kieler Universität, musste diese Position zwar wegen zunehmender öffentlicher Kritik aufgeben, wurde aber weiter zu Tagungen eingeladen und publizierte z. B. »Gedanken über das geistesgestörte Kind« in der Zeitschrift »Die Heilkunst«, März 1967. (Weiteres zu Werner Catel z. B. in Ernst Klee, »Was sie taten – Was sie wurden«, 1986)

Dorothea Buck schreibt ihm noch einmal am 10. Februar 1968. Sie erklärt die Situation (Begegnung auf dem Gang), fragt erneut freundlich nach, bittet um Aufklärung ... Am Ende ihres Briefes zitiert sie nun aber klipp und klar den Autor der Auswertung der Befragung der Eltern, auf die sich Catel berufen hatte, wobei er allerdings das Wichtigste unterschlug. Der Autor – Ewald Meltzer – kam zu dem Schluss, »daß nach meinen Erfahrungen den Idioten weit mehr Glücks- und Lustgefühl innewohnt als den normalen Menschen. Sie fühlen sich bis auf wenige Ausnahmen wohl auf dieser Erde, wie alle Kinder und wie alle Einfältigen, denen die Natur die höhere Gabe der Vernunft, des Nachdenkens versagt hat. Ihnen das Erdenleben abzukürzen, heißt ihnen das Glück des Diesseits rauben« (zitiert nach Dorothea Buck, Brief an W. Catel, 10. Februar 1968).

Diese Briefe las ich erstmals im Januar 2017. Während eines Besuches bei Dorothea Buck erzählte ich ihr von dem Fund. Sie konnte sich erinnern. Zu Catel sagte sie: »Das ganze Ausmaß seiner Täterschaft war mir damals noch nicht bewusst.« Festzuhalten bleibt: Sie hat ihm 1968 unter Nennung ihres Namens und ihrer Adresse geschrieben und die Konfrontation nicht gescheut. Sie verfasste ihre ersten Erfahrungsberichte – zwar unter Pseudonym –, aber sie verschickte sie unter ihrem Namen. Das war sehr mutig. Ihr war bewusst, dass sie Empörendes und Bedeutsames erlebt hatte und dass sie etwas zu sagen hatte. Wenn wir auf diese Zeit ihrer beginnenden Schreibarbeit zu sprechen kamen, erzählte sie immer wieder: »Ich war so empört über diese furchtbaren Verbrechen an den Patienten, über diese Sprachlosigkeit, die ich in der Psychiatrie erlebte! Niemand sprach mit uns!« Und das Schreiben schilderte sie häufig so: »Oft habe ich stundenlang an der Schreibmaschine gesessen, habe meine Wut in die Tasten gehämmert und dabei laut geschimpft.« Dorothea Buck rang um Ausdruck, und sie wollte nicht nur gehört, sondern auch öffentlich wirksam werden. Die Briefe, aus denen ich zitiert habe, markieren das Spannungsfeld, in das Dorothea Buck sich seit Anfang der 1960er Jahre klug, hartnäckig, mutig und mit viel Freundlichkeit vorwagte – das Spannungsfeld zwischen nach wie vor virulentem, radikalem und menschenverachtendem Utilitarismus zum einen und dem elitären tiefenpsychologischen Elfenbeinturm zum anderen. Über allem lag das furchtbare Schweigen und Verschweigen. Wie groß mag Dorotheas Freude gewesen sein, als dann ab Anfang der 1970er Jahre immer mehr psychiatriekritische Texte publiziert wurden, z. B. auch Texte in der »ZEIT« – verfasst von ihrem späteren freundschaftlichen Förderer Hans Krieger, der sie beim Schreiben am »Morgenstern«-Buch begleitete und maßgeblich zu dessen Veröffentlichung beitrug. ■

**Fritz Bremer**, Sonderschullehrer, Dipl.-Pädagoge, Autor, freiberuflich tätig